



Leseprobe

E.M. Castellan

Im Schatten des Sonnenkönigs – Die Gabe

Betörende Romantasy für Fans von Magic Academy

»Ein facettenreicher Roman, der vor Romantik, Geschichte und Magie nur so strahlt.« *Autorin Stacey Lee*

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 416

Erscheinungstermin: 12. Juli 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Sie besitzt eine einzigartige Gabe. Er ist der mächtigste König in Frankreichs Geschichte. Gemeinsam sind sie unbesiegbar.

1661, am Hof des Sonnenkönigs. Die 17-jährige Henriette D'Angleterre heiratet den Bruder des Sonnenkönigs, eine politische Zweckehe. Dabei verbirgt Henriette ein gefährliches Geheimnis: Sie besitzt Magie – etwas, das in die Hände ihrer Feinde spielen könnte. Zwar ist Louis XIV selbst Magier, aber ein tödlicher Attentäter bedroht das Leben all jener, die eine magische Gabe besitzen. Darf sich Henriette dem unberechenbaren Sonnenkönig anvertrauen?

Romantisch, magisch, atemberaubend: Der Auftakt einer einzigartigen Fantasyreihe vor dem Hintergrund der faszinierenden Welt am Hof des Sonnenkönigs.



Autor

E.M. Castellan

E.M. Castellan wuchs in Frankreich auf, lebt aber inzwischen in London. Sie liebt alles, was mit Geschichte zu tun hat, und ist besonders vom 17. Jahrhundert in Frankreich und dem Alten Rom fasziniert. Ihre Geschichten wurden zweimal auf Wattpad vorgestellt, über 350.000 Mal gelesen und haben den Wattpad Award (Wattys) gewonnen.

E. M. Castellan
Im Schatten des Sonnenkönigs

E. M. Castellan

Im Schatten des Sonnenkönigs

*Aus dem amerikanischen Englisch
von Barbara Imgrund*



Für Lumen

Paris, März 1661

Kardinal Mazarin stirbt.

Nachdem er achtzehn Jahre lang im Schatten seines Premierministers gelebt hat, verkündet Louis, König Ludwig XIV., dass er Frankreich nun allein regieren wird.

Er ist zweiundzwanzig.

Es wird nur einen Sommer dauern, alle Hindernisse auf dem Weg zur absoluten Macht auszuräumen.

FRÜHLING



KAPITEL I

Die Wahrsagerin beobachtete mich mit wachsamen Blick, während ihre flinken Hände die Karten mischten. Der Ausdruck in ihren schwarz umrandeten Augen war weich, doch die Art, wie sie meine Verkleidung musterte – als könnte sie geradewegs durch sie hindurchschauen –, jagte mir einen Schauer über den Rücken. Trotz des prasselnden Feuers im Kamin war der niedrige Raum von Kälte durchdrungen und ich zog den geborgten Mantel enger um meine Brust.

»Was möchtet Ihr wissen, Kind?«

Ein ermunterndes Lächeln ließ die Falten in ihrem schmalen Gesicht verschwinden und sie händigte ihrer Gehilfin den Kartensatz aus. Von den Karten ging ein warmer, bernsteinfarbener Schein aus, als die Frau, die ebenso runzlig und vom Alter gebeugt war wie die Seherin, sie mit der Vorderseite nach unten auf den abgenutzten Holztisch legte.

»Nun?«

Ihre sanfte Stimme und ihr ruhiges Auftreten sollten mir die Befangenheit nehmen, aber ich rutschte unruhig auf meinem Stuhl hin und her und fragte mich, warum ich überhaupt beschlossen hatte hierherzukommen. Der klapprige

Stuhl ächzte besorgniserregend, und ich warf einen nervösen Blick in die dunklen Ecken der Behausung, die nur aus diesem einen Raum bestand. Die fahle Dämmerung, die durch die schmutzigen, quadratischen Fensterscheiben hereinsickerte, warf nur sehr wenig Licht auf meine Umgebung. Die einzige Kerze, die auf dem Tisch brannte, zauberte Schatten auf die getrockneten Kräuter, die von den Dachsparren herabhangen, wie auch auf die Gefäße und Tonschalen in den Regalen.

»Ihr seid hier sicher, Kind«, erklärte die Wahrsagerin, die meine Gedanken erriet. »Und jetzt sagt mir: Warum seid Ihr hier?«

Ich legte den Kopf zur Seite. Inzwischen sollte sie erraten haben, dass meine Kleider geliehen waren und der Name, den ich bei meinem Eintreffen angegeben hatte, falsch war. Trotz meiner Bemühungen, meinen wahren Stand zu verbergen, hatte sie wahrscheinlich auch den Glanz meines Haars unter meinem einfachen Haarband bemerkt, den gesunden Teint und auch wie zart meine Hände unter dem Schmutz waren, mit dem ich sie eingerieben hatte. Die Wahrheit lag in diesen Kleinigkeiten, und ich fürchtete, nicht leugnen zu können, wer ich war – ein adliges Mädchen, das sich zu einer gottlosen Stunde allein ins schäbigste Viertel der französischen Kapitale gewagt hatte, noch dazu in die Unterkunft einer *magicienne*.

Mein Herz schlug schneller und ich sprang auf. Was hatte ich mir nur dabei gedacht? Es war ein Fehler gewesen. Es gab auch bei Hofe Magier und Seher. Dafür hätte ich nicht hierherkommen müssen. Dafür hätte ich nicht hierherkommen *sollen*. Die Gefahr, entdeckt zu werden, war zu groß. Schon um viel weniger willen hatten Leute ihren Ruf ruiniert.

Andererseits wäre mein guter Name meine geringste Sorge, wenn diese Frau beschließen sollte, ihren Nachbarn und Bekannten von mir zu erzählen. Durchaus möglich, dass ich dann nicht mehr lebend nach Hause kam.

Meine Füße hatten mich schon zur Tür getragen, als die ruhige Stimme der Frau hinter mir ertönte.

»Heute ist ein überaus bedeutsamer Tag, nicht wahr?«

Meine Hand schwebte über dem Türknauf und ich biss mir auf die Lippen.

»Sonst wärt Ihr nicht hier«, fuhr sie fort.

Sie hatte recht, natürlich, aber das war leicht zu erschließen. Trotz ihres Renommees als begnadetste Wahrsagerin von Paris hätte es eine Dame meines Standes nicht gewagt, sie in diesem Teil der Stadt zu besuchen – es sei denn, sie hätte einen zwingenden Grund dafür gehabt. Ich warf einen Blick zu ihr zurück und sie wies auf meinen leeren Stuhl.

»Ich will Euch helfen, Liebes.«

Ich ließ einige Sekunden verstreichen. Das Aroma von Rosmarin und Essig vermischte sich in der Luft mit einem Duft, der berauschend war und den ich nicht einordnen konnte. Die wenigen Geräusche, die uns von der Straße unter uns und aus dem Gebäude um uns her erreichten, klangen sonderbar gedämpft. Man hätte meinen können, dieses seltsame kleine Zimmer hier sei aus Zeit und Raum gefallen.

Es kam mir albern vor, ohne Antworten nach Hause zu laufen, nach all den Umständen, die ich mir gemacht hatte, um hierherzugelangen. Und diese leise sprechende Frau und ihre stille Gehilfin schienen wirklich harmlos zu sein. Ich holte tief Luft, während ich meine Entscheidung traf. Magie leuchtete golden in den Augen der alten Wahrsagerin auf. Sie konnte davon nichts wissen, doch dank meiner eigenen

Begabung war ich mir sicher, dass sie tatsächlich die *magicienne* war, als die sie sich ausgab. Also wollte ich bleiben und herausfinden, ob sie ihrem Ruf gerecht wurde.

»Ich will, dass Ihr mir von meiner Vergangenheit erzählt.« Ich setzte mich wieder. Sie nickte, doch ich fuhr fort, bevor sie antworten konnte: »Sowie von meiner Gegenwart. Und von meiner Zukunft.« Nun war es an mir, mit zusammengekniffenen Augen den Blick auf sie zu heften.

Ihre Miene blieb unter meiner eingehenden Musterung gleichmütig. »Dann wählt eine Karte.«

Ich vermied es, die Karten zu berühren, und deutete auf eine in der Mitte des aufgefächerten Kartensatzes. Die Frau nickte ihrer Gehilfin zu und in einer viele Male geübten Bewegung zogen beide gemeinsam die Karte heraus.

»*Révèle*«, sagte die Gehilfin.

Seit Anbeginn der Zeit hatte es zur Beschwörung von Magie dreier Elemente bedurft: einer Person, die sie ausübte – in Frankreich nannten wir sie *magiciens* –, eines Verbindungskanals – in diesem Fall ein Kartensatz – und einer Quelle. Die Gehilfin der Wahrsagerin war ihre Quelle. *Magiciens* besaßen die Macht, Zauber zu wirken, auch wenn sie die Magie dazu nicht selbst in sich trugen. Dies war wiederum bei Quellen der Fall, doch diese konnten ihre Magie nicht selbst nutzen. Einer war auf den anderen angewiesen, um seine Macht zu nutzen: Auf diese Weise hielten Gott oder die Natur beide Begabungen im Zaum.

Als beide Frauen die Karte aufdeckten, lief wellenartig Licht über ihre Schauseite. Ich hatte eine Tarotkarte erwartet, aber es war eine simple Spielkarte, schon abgegriffen und vergilbt. Die Karte, die ich gewählt hatte, war der Herzkönig. Die Wahrsagerin bedachte mich mit einem beeindruckten Blick.

»Dies ist die Karte Eurer Vergangenheit. Ein König.« Das warf sie mir als Köder hin, damit ich reagierte, doch ich hütete mich, ihr selbst die Antworten zu geben, nach denen ich suchte. Meine Miene blieb undurchdringlich. »Ihr habt einen König in Eurer Familie«, fügte sie zu meiner Überraschung hinzu. Ich konnte nicht verhindern, dass sich bei ihrer Feststellung meine Augen weiteten, aber ich antwortete noch immer nicht. Vielleicht hatte sie nur glücklich geraten. Schließlich konnten viele Höflinge von sich behaupten, entfernte Verwandte des Königs zu sein. Sie betrachtete mich einen Herzschlag lang, dann wies sie auf die übrigen verdeckten Karten. »Noch eine.«

Ich zeigte auf das rechte Ende des ausgebreiteten Kartenfächers. Die beiden Frauen wiederholten ihr kleines Ritual und deckten den Pikkönig auf. Die Wahrsagerin runzelte die Stirn.

»Und Ihr habt einen König in Eurer Gegenwart. Einen Ausländer.« Diesmal war der Blick, mit dem sie mich bedachte, eine unverhohlene Frage, und selbst das Gesicht ihrer Quelle, die bisher teilnahmslos geblieben war, verriet Interesse.

Mein Herz schlug schneller. Trieben sie ihr Spiel mit mir? Hatte die *magicienne* mich erkannt und sagte mir, was sie ohnehin bereits wusste?

»Was ist mit meiner Zukunft?«, fragte ich kurz angebunden.

Wenn sie meine Identität erraten hatte, wusste sie, dass es nicht gut für sie ausgehen würde, wenn sie mich hinters Licht führte. Ich deutete aufs Geratewohl auf eine Karte, und sie leuchtete auf, als beide Frauen sie mit der Schauseite nach oben auf den Tisch legten. Karokönig.

Die Wahrsagerin schnappte nach Luft. »Wer seid Ihr, Kind?«

Sie wusste es also nicht. Sie wechselte einen Blick mit ihrer Quelle, doch ich ignorierte den Schrecken in ihrer beider Augen.

»Was ist mit meiner Zukunft?«, wiederholte ich.

Mit zitternden Händen legte sie die drei Karten nebeneinander auf den Tisch. »Auch in Eurer Zukunft gibt es einen König.«

Ich beugte mich vor, um ihren Blick auf mich zu lenken. »Welchen? Und wie wird er mein Leben beeinflussen?« Ich musste es wissen. Es war zu wichtig.

Doch sie schüttelte den Kopf, ja, bei meiner eindringlich gestellten Frage huschte ein Ausdruck der Pein über ihr Gesicht. »Ich weiß es nicht, Liebes. Euch umgibt so viel Macht, ich kann es nicht sagen, tut mir leid. Vielleicht, wenn Ihr mir verraten würdet, wer Ihr seid, dann –«

Ich stieß einen enttäuschten Seufzer aus. Das war doch Zeitverschwendung. »Man munkelt, Ihr wärt die beste Wahrsagerin von Paris.« Ich wies auf die Karten. »Die beste Wahrsagerin von ganz Frankreich, den Kron-Magicien ausgenommen. Und doch ist das alles, was Ihr mir sagen könnt?«

»Die Bedeutung der Karten tritt nicht immer klar zutage.«

Ihre entschuldigende Antwort weckte meinen Zorn. Ihre Magie war echt. Ihr Ruf war sogar bis an den französischen Hof gedrungen. Und trotzdem konnte sie mir die Antworten nicht geben, nach denen ich suchte. Ich presste meine Handflächen auf den Tisch. Das Licht in den Karten – ein Zeugnis der Macht, die von der Quelle auf sie übergegangen war – schwand bereits.

»Aber Ihr habt recht«, sagte ich. »Ich habe tatsächlich einen König in meiner Vergangenheit, einen in meiner Gegenwart und einen in meiner Zukunft. Ich weiß, dass mein

Schicksal mit dem ihren verknüpft ist. Ich habe es immer gewusst, das könnt Ihr mir glauben. Was ich hier erfahren will, was Ihr mir sagen sollt, ist, was das für *mich* bedeutet.«

Alle Frauen in meinem Leben hatten Könige zum Ehemann, Vater, Bruder oder Liebhaber gehabt. Und nicht einer einzigen von ihnen war ein langes oder glückliches Leben vergönnt gewesen. Gleich nach meiner Geburt war meine Mutter von einer englischen Königin zu einer mittellosen Witwe im Exil degradiert worden. Mein Vater war ein englischer König gewesen, der in einem von Magie und Bürgerkrieg zerrissenen Land wegen Hochverrats von seinem eigenen Parlament enthauptet worden war. Mein Bruder war der neu eingesetzte König von England. Dank der Barmherzigkeit des französischen Königs hatte ich in Frankreich aufwachsen dürfen. Nun, mit siebzehn Jahren und am Tag vor meiner offiziellen Einführung am französischen Hof, musste ich wissen, ob all diese Könige in meinem Leben und all die Entscheidungen, die ich jetzt gerade traf, sicherstellen konnten, dass ich niemals die Pein meiner Mutter würde erdulden müssen – oder ob sie mich einem ähnlichen Schicksal zuführten.

Die alte Frau schob die drei Karten zurück in den Stapel. »Die Karten werden mir das nicht verraten. Ich werde etwas anderes versuchen müssen.«

Ich zog den Beutel mit den Münzen aus den Falten meines grauen Umhangs – es hatte nun keinen Sinn mehr, so zu tun, als wäre ich nicht reich – und ließ ihn klirrend auf den Tisch fallen. »Dann tut das bitte.«

Sie berührte das lederne Säckchen nicht. Stattdessen wechselte sie einen vielsagenden Blick mit ihrer Quelle. Die Alte drückte sich von ihrem Stuhl hoch und schlurfte zum

Regal hinüber. Sie nahm eine kleine Schüssel heraus, stellte sie zwischen uns auf den Tisch und füllte sie mit Wasser aus einem Krug.

»Warum seid Ihr heute hierhergekommen?«, fragte die Wahrsagerin, während ihre Gehilfin wieder Platz nahm.

»Ist es nicht an Euch, mir diese Frage zu beantworten?«

»Es geht um Euren Hochzeitstag, nicht wahr?« Sie sprach mit einem wissenden Blick und schob die Schüssel näher zu mir. Mein Schweigen bestätigte ihre Vermutung. »Und Ihr wollt wissen, wie Euer Ehemann sein wird?«

Sie fischte wieder im Trüben. Ich wusste, wie mein künftiger Ehemann war. Weder liebte ich ihn, noch kannte ich ihn besonders gut, aber ich war bereit, ihn zu heiraten, wenn das meine Sicherheit und mein Wohlergehen gewährleisten konnte. Was ich wissen wollte, war, was die Zukunft für mich bereithielt – ob das Leben in einer Welt der Könige und Königinnen mich retten oder vernichten würde.

Als ich nicht antwortete, zog sie ein kleines Messer aus der Tasche ihres Kleides und zeigte mit ihrem krummen Finger auf die Schüssel mit Wasser. »Ich brauche einen Tropfen Eures Blutes.«

Ich erstarrte. Lediglich Quellen konnten *magiciens* erkennen – niemals aber war es umgekehrt. Diese Frau konnte nicht einmal ahnen, dass ich selbst eine Quelle war.

Sie deutete mein Schweigen falsch, denn sie sagte: »Ich brauche nur einen Tropfen.«

Doch sie hatte keine Ahnung, worum sie da bat. Ich konnte nicht zulassen, dass sie *mich* berührte, geschweige denn mein *Blut*. Ich wusste nicht, was mit ihr geschehen würde, wenn sie zwei Quellen gleichzeitig als Kanal anzapfte, ich bezweifelte aber stark, dass es etwas Gutes war. Ich hatte allerdings

nicht vor, den Grund preiszugeben, aus dem ich mich weigerte, ihrer Bitte nachzukommen. Ob sie nun von hoher oder niedriger Geburt waren, Quellen waren immer schon viel seltener gewesen als *magiciens*. Magie vererbte sich nicht, und niemand konnte voraussagen, wann oder wo ein Kind mit Magie im Blut geboren werden würde. In der Vergangenheit hatte man Quellen gejagt und geknechtet, und obwohl sich diese Gepflogenheiten in unserer modernen Zeit zum Besseren gewandelt hatten, war die Tatsache, eine Quelle zu sein, ein Schicksal, mit dem ich mich nicht anzufreunden gedachte. Es gab jetzt schon zu viele Zwänge in meinem Leben, als dass ich sie hätte zählen können – das Letzte, was ich mir wünschte, war, mich an einen *magicien* zu binden, gleichgültig, wie viel Prestige oder Reichtum es mir eintragen mochte. Meine Mutter und ich hatten mein Geheimnis siebzehn Jahre lang gehütet, und ich war nicht bereit, es jetzt zu offenbaren.

»Ihr braucht Antworten«, sagte die Wahrsagerin. »Ich kann sie Euch liefern, aber Ihr müsst mir vertrauen, Kind. Nur ein Tropfen.«

Sie hatte recht. Ich war um der Antworten willen hergekommen, hatte sie von ihr eingefordert. Mein Leiden musste mich nicht zwingend davon abhalten, sie zu erlangen. Die Wahrsagerin konnte mich nicht als Quelle benutzen, wenn ich es nicht zuließ, und die Magie, die ein einziger Tropfen meines Bluts enthielt, konnte nicht allzu mächtig sein. Die einzige Gefahr bestand darin, dass sie erkannte, wer ich war – doch mein Stand und mein Geld konnten Sorge dafür tragen, dass sie diese Informationen niemals ausplauderte. Hoffentlich.

Mein Entschluss stand fest. Ich nahm das Messer und

ritzte die Kuppe meines Zeigefingers an. Ein einzelner Blutstropfen bildete sich, den ich in die Schüssel fallen ließ.

»Révèle«, sagte die Quelle.

Als der Tropfen die Wasseroberfläche berührte, zerfaserte er in rote Schwaden, die einen glänzenden Goldton annahmen. Ich blinzelte in das plötzlich erstrahlende Licht, während sowohl die *magicienne* als auch ihre Gehilfin die Augen schlossen und ihre Finger in die Flüssigkeit tauchten. In dem Augenblick, da sie das Wasser berührten, wurden ihre Leiber steif, und die Wahrsagerin riss den Mund in ihrem sonst so ruhigen Gesicht auf. Die Kerze flackerte, die Raumtemperatur sank beträchtlich, und eine Dampfwolke bildete sich vor meinen Lippen.

Mein Herzschlag dröhnte in meinen Ohren. »Was ist los?«

Keine der beiden Frauen reagierte. Die Wahrsagerin begann vielmehr, mit einer tiefen, rauen Stimme zu sprechen, in der keine Spur von ihrem sanften Tonfall von eben übrig war.

»Vier Jungfern kommen in den Palast«, sagte sie. »Die Herzdame ist so leicht wie Luft, doch möge sie sich davor hüten, sich das Herz brechen zu lassen.«

Ich öffnete den Mund, um zu fragen, ob ich diese Dame war, doch sie sprach schon weiter, unverändert mit geschlossenen Augen und versunken in Trance.

»Die Pikdame ist voller Feuer – je höher sie steigt, desto tiefer sie fällt. Möge sie sich in Acht nehmen vor dem, was sie begehrt.«

Von wem redete sie? Wer waren diese vier Jungfern? Und noch wichtiger: Welche davon sollte ich sein?

»Die Kreuzdame ist so beständig wie stilles Wasser, doch Geheimnisse und Verrat werden sie stürzen.«

Je länger sie sprach, desto mehr wünschte ich mir, ich hätte diesen Zauber abgelehnt. Wen auch immer sie meinte, jedes dieser vier Mädchen hatte eine schreckliche Zukunft vor sich, und ich hätte nicht mit ihnen tauschen wollen.

»Die Karodame wird am hellsten stahlen, doch die Welt wird ihr Licht nicht lange auf Erden halten können.«

Ihre Stimme brach und sie sackte auf ihrem Stuhl zusammen. Dabei fiel ihre Hand herab, ihr Kopf sank auf die Brust. Ihre Quelle holte tief Luft und blickte verwirrt um sich. Plötzlich war der Raum wieder dunkel. Das Feuer brannte langsam im Kamin nieder.

Ich sprang auf. »Geht es Euch gut?«

Die Wahrsagerin riss die Augen auf und ihre schmalen Lippen teilten sich zu einem fast zahnlosen Lächeln. Ich seufzte erleichtert und stützte mich am Tisch ab. Mein Herz schlug noch wie wild, plötzlich war mir mein Korsett zu eng. Die kalte Luft kratzte in meiner Kehle und verkralte sich in meine schwachen Lungen, bis mich ein Hustenanfall heimsuchte. Ich grub den Mund in mein Taschentuch, während der Hustenkrampf meinen Körper schüttelte und meine Augen zu tränen begannen.

Besorgnis breitete sich dunkel über das Gesicht der Wahrsagerin aus, während sie die Hand nach mir ausstreckte. »Ihr seid krank. Ist das der Grund, warum Ihr gekommen seid?« Es klang, als hätte sie keinerlei Erinnerung an die Worte, die sie soeben gesprochen hatte.

Kopfschüttelnd wich ich vor ihrer Berührung zurück. Meine Kehle war wie zugeschnürt und wund, ich hatte Mühe beim Sprechen. »Nein. Ich bin schon seit Jahren krank und wahrscheinlich werde ich es auch noch eine ganze Weile bleiben. Aber Ihr —« Während der Hustenanfall abebbte und ich

wieder klar denken konnte, wuchs mein Unmut. »Ihr habt nichts als Unsinn geredet, und ich habe immer noch keine Vorstellung davon, was mich erwartet.«

Sie zuckte bei meiner Lautstärke zusammen und ein gequälter Ausdruck huschte über ihre Züge. Meine Enttäuschung betrückte sie, aber es war mir gleichgültig. Sie hatte mit Magie gespielt, die sie nicht durchschaute, hatte meine Zeit verschwendet und mich erschreckt. Und ich war kein bisschen schlauer, ob meine bevorstehende Heirat mir Vernichtung und Kummer bringen würde oder ob sie die Rettung war, auf die ich hoffte. Ich raffte meine Röcke zusammen und ging zur Tür, bis die leise Stimme der Quelle mich innehalten ließ.

»Ihr seid verärgert.«

Ich begegnete ihrem freundlichen Blick und meine Wut schmolz ganz gegen meinen Willen dahin. Die Kunst der Weissagung war niemals vollkommen. Ich hatte zu viel erwartet, und meinen Ärger an ihnen auszulassen, war ungerrecht gewesen.

»Es tut mir leid, dass wir Euch nicht die Antworten geben können, um derentwillen Ihr gekommen seid«, fuhr sie fort. »Ich wünschte, wir hätten Euch helfen können.« Ihr Lächeln war entschuldigend. Sie stand auf, um mir mein Geld wiederzugeben. Ich machte einen Schritt rückwärts.

»Ich weiß.« Ich wies den Beutel zurück, den sie mir in die Hand drücken wollte. »Ihr habt es Euch verdient. Beide. Danke für alles, was Ihr getan habt.« Ich zog meine Kapuze übers Haar und verließ die beengte Unterkunft.

Draußen stieg Nebel von der schlammigen Straße auf, während die Dämmerung grau über die schrägen Dächer der Stadt kroch. Zu dieser Tageszeit kamen Händler, noch

schlaftrunken, mit Weidenkörben voller Waren aus ihren Behausungen, während Handwerker die Fensterläden ihrer Werkstätten öffneten und einander lauthals begrüßten. Nur wenige hatten einen Blick für mich übrig – ich war nicht das einzige Mädchen, das unterwegs zu seinem Bestimmungsort war, während die Laterne in seiner Hand bei jedem Schritt in der kühlen Morgenluft schaukelte. Dennoch lief ich eilig an den schiefen Fassaden vorbei, mit verschleiertem Gesicht und niedergeschlagenen Augen, so schnell es mir eben möglich war, ohne einen weiteren Hustenanfall zu provozieren. Ich hielt mich an die Hauptverkehrsstraßen, die mit jeder Minute belebter wurden, weil mehr und mehr Pferdefuhrwerke und Fußgänger sie bevölkerten.

Ich erreichte die Seine, gerade als die Kirchturmglöcker siebenmal schlugen. Der üble Geruch des grauen Wassers vermischte sich mit dem Gestank von Mist und verrottenem Unrat auf den Straßen und ich hielt mir die Nase zu. Ein kläglicher Versuch, meine empfindlichen Lungen vor der verpesteten Luft zu schützen. Am gegenüberliegenden Ufer tauchte die Silhouette des Louvre aus dem Morgendunst auf. Meine Schultern entspannten sich vor Erleichterung. Mit etwas Glück würde ich wieder in meinen Gemächern im Palais Royal sein, bevor meine Kammerfrauen erwachten und mein Bett leer vorfanden.

Ich bahnte mir den Weg zur Steinbrücke, bis die Menge so dicht wurde, dass sie jedes Weiterkommen verhinderte. Ich war gezwungen, stehen zu bleiben, und reckte den Hals, um einen Blick auf den Grund des Staus zu erhaschen, doch ohne Erfolg. Die Menschen um mich her machten allesamt grimmige Gesichter und schüttelten die Köpfe.

»Ist das nicht furchtbar?«

Ich brauchte einen Herzschlag lang, um zu merken, dass ein junges Blumenmädchen zu mir sprach. Eine farblose Spitzenhaube rahmte ihr schmales Gesicht ein. Etwas Dunkles lag in ihrem lebhaften Blick. In dem alten Korb, den sie mit ihren schmutzigen Fingern umklammert hielt, lagen Maßliebchen und Rosen.

»Was ist passiert?«, flüsterte ich in der Hoffnung, dass eine leise Stimme meine vornehme Sprechweise verschleiern würde.

»Sie haben schon wieder einen gefunden«, erwiderte sie. »Trieb im Fluss.«

Ich spürte das Blut aus meinem Gesicht weichen. »Einen Selbstmörder?« Ich hatte gehört, dass die Priester diese verzweifelten Seelen in der Messe verdammt, aber ich selbst war ihrer tödlichen Verzweiflung nie so nahe gekommen. Das Mädchen schüttelte den Kopf.

»Nein. Er wurde ermordet.« Bei dem aufgeregten Glitzern in ihren Augen musste ich endgültig leichenblass geworden sein. Während mein Geist noch die Information verarbeitete, öffnete ich den Mund, um eine weitere Frage zu stellen. Sie brauchte indes kein Stichwort, um fortzufahren. »Genau wie die anderen. Die Magie abgezapft, der Körper entsaftet wie Dörrobst. Keine Ahnung, wer das war. Das ist schon der dritte diesen Monat. Diese Quellen sterben wie die Fliegen. Wie die Fliegen.«

Besorgnis packte mich, raubte mir den Atem und mündete in einen erneuten Hustenanfall. Ich wandte mich ab und schloss die Augen. Ich hatte keine andere Wahl, als abzuwarten, bis sich meine Atmung wieder beruhigte. Als ich aufblickte, bahnte sich das Blumenmädchen schon weit entfernt mit den Ellbogen einen Weg durch die Menge, be-

flissen, einen eingehenderen Blick auf die Leiche zu werfen, die man aus dem Wasser gezogen hatte. Eine Matrone mit einer großen Schürze blaffte sie an, sie solle warten, bis sie an die Reihe kam, doch das vogelzarte Geschöpf ließ sich davon nicht beeindrucken.

»Ich will die tote Quelle aber sehen! Ich habe dasselbe Recht darauf wie Ihr!«

Ich zwang einen bebenden Atemzug meine Lungen hinab und besann mich wieder. Das Letzte, was ich mir wünschte, war es, diese arme Seele zu sehen. Quellen zu töten, um ihnen ihre Magie zu rauben, war bereits vor hundertfünfzig Jahren unter François I. verboten worden. Doch ich hatte schon gehört, dass sich einige skrupellose *magiciens* trotzdem dieser illegalen Methode bedienten, um genug Magie für komplizierte Zauber aufrufen zu können. Die so gewonnene Macht war nicht von Dauer, aber sie erlaubte es ihnen, ganz besondere Magie zu wirken.

Über der Stadt zerstob der Dunst und der Himmel wurde fahl im Morgenlicht. Ich musste so bald wie möglich ins Palais Royal zurückkehren und die Straßen der Hauptstadt mit all ihren Gefahren hinter mir lassen. Das Leben, das mich bei Hofe erwartete, war nicht weniger kompliziert, doch wenigstens wäre ich dort vor mörderischen *magiciens* in Sicherheit. Ich musste nur dafür sorgen, dass ich ohne weitere Verzögerung zurück in mein Schlafgemach gelangte.

Die Wahrsagerin hatte recht gehabt. Heute war der Tag meiner Hochzeit. Und es würde wohl mehr als einen diplomatischen Zwischenfall verursachen, wenn die Schwester des Königs von England am Morgen ihrer Vermählung mit dem einzigen Bruder des französischen Sonnenkönigs verschwunden wäre.

KAPITEL II

Leichter Regen fiel vor den hohen Fenstern meines Schlafgemachs, die Tropfen flossen wie Tränen die Scheiben hinunter. Das graue Licht tauchte alles in Halbschatten und ließ meine Zimmerflucht trist wirken. Meine Dienerinnen hatten die Kerzen, die bereits gelöscht worden waren, wieder angezündet. Ich stand in der Mitte des geschäftigen Raums, war die einzige reglose Gestalt inmitten des Gewusels aus Näherinnen, Kammerfrauen und Mägden, die sich bemühten, mich rechtzeitig für die Hochzeitszeremonie bereit zu machen.

Die magische Uhr auf dem Kaminsims schlug halb zehn, und ihrem Werk, das der *Kron-Magicien* vor langer Zeit mit einem Zauber belegt hatte, entstieg das Bild eines farbenprächtigen Vogels in einer verpuffenden Wolke aus Goldstaub. Ein Chor aus Rufen begleitete die Illusion und ihre melodische Untermalung. Mein Lieblingsspaniel Mimi stieß vom Schoß meiner Mutter ein Bellen aus; die beiden hatten es sich in einem Ohrensessel am Kamin gemütlich gemacht. Die schwarze Trauerrobe meiner Mutter bildete einen starken Kontrast zu meinem blütenweißen Kleid.

»Was für ein trostloses Wetter«, sagte sie mit Blick auf das von innen beschlagene Fensterglas.

»*Mariage pluvieux, mariage heureux*«, erwiderte eine der Näherinnen mit einem Lächeln. Sie war dabei, mein langes, enges Satinmieder zuzuschnüren, während eine andere Frau meine Puffärmel und den Unterrock begutachtete.

Hochzeit im Regen, Hochzeit im Glück, wiederholte ich bei mir, als wäre es eine Zauberformel. Ich streckte den Rücken durch und holte zur Beruhigung tief Luft, denn ich wollte meine Nervosität nicht vor so vielen Menschen preisgeben. Ich suchte den Blick meiner Mutter, aber ihre Aufmerksamkeit galt noch immer dem Regen, während ihre schmale Hand mechanisch meinen Hund streichelte.

Bis vor kaum einem Jahr hatten wir in einem Nonnenkloster vor den Toren von Paris gelebt – sie, eine in Ungnade gefallene und verarmte einstige Königin, und ich, ein Mädchen, das außer seinem Namen lediglich eine angegriffene Gesundheit und unerfüllte Träume zu bieten hatte. Obwohl wir dank der Großzügigkeit des Königs in seinem Land leben durften, waren unsere Besuche bei Hofe selten und niemals das Vergnügen, das sie hätten sein sollen. Die Höflinge ignorierten uns entweder oder machten sich über uns lustig, und der König schloss sich ihnen öfter an, als dass er sie zurechtwies. Dann hatte sich alles verändert. Mein älterer Bruder hatte die englische Krone zurückgewonnen, die man meinem Vater genommen hatte, und ich war einmal mehr eine Kronprinzessin mit einem mächtigen König an meiner Seite und Reichtümern jenseits dessen, was ich mir jemals erhofft hatte, in meinem Besitz. Unterdessen hatte der französische König eine spanische Prinzessin gehehlicht. Ein grausames Lächeln hatte sich bei dieser Nachricht auf Mutters Lippen ausgebreitet.

»Er wird sich jetzt wünschen, er hätte dich zur Frau genommen. Das werden sie alle. Du wirst schon sehen.«

Bei ihrer rachsüchtigen Bemerkung hatte ich die Stirn gerunzelt. Ich hegte nicht viel Zuneigung für Louis von Frankreich, aber ich wünschte ihm auch kein Unglück oder Leid. Und doch wusste ich, die Zeit war gekommen, dass auch ich in den Stand der Ehe eintrat. Im letzten Jahr hatte mein Körper weibliche Formen angenommen, und obschon ich immer noch zu schmal war, war ich doch nicht mehr dürr.

»Du wirst einen König heiraten«, sagte Mutter.

»Du wirst eine Königin werden«, sagte mein Bruder.

Alles, was ich wusste, war, dass ich kein Mitspracherecht in dieser Sache haben würde. Also wartete ich darauf, dass eine Entscheidung gefällt wurde, und als es so weit war, überraschte sie alle. Mich inbegriffen.

»Eure Juwelen, Eure Hoheit.«

Die ängstliche Stimme riss mich aus meinen Gedanken. Meine neueste Kammerfrau stand vor mir, meine Perlen in der Hand. Louis' Mutter hatte sie am Vortag schicken lassen – ob als Spitzel oder als Willkommensgabe, konnte ich noch nicht beurteilen. Ihr Name war Louise de La Vallière, und wir waren beide siebzehn, was für den Augenblick genügte, um zu mir zu passen.

»Ja, danke.«

Meine Locken waren zu einer straffen Frisur aufgetürmt, sodass sie mir ohne Umstände die Kette und Ohrhänger anlegen konnte.

»Seht nur, wie hübsch Ihr seid«, sagte Marguerite, Louis' Cousine. Sie war ein Jahr älter als ich und hatte sich selbst mit solch heiterem Selbstbewusstsein zu den Hochzeitsvorbereitungen eingeladen, dass ich nicht das Herz gehabt hatte, sie wegzuschicken. In einem Palast, in dem fast jeder, dem ich begegnete, ein teilnahmsloser, voreingenommener Fremder

war, wusste ich es zu schätzen, wenn jemand sich mit mir anfreunden wollte. Marguerites rotes Kleid funkelte von magisch strahlenden Juwelen, als sie mir einen Spiegel vorhielt. »Los, dreht Euch für uns!«

Ich gehorchte und mein Publikum schnappte anerkennend und leise kichernd nach Luft. Trotz meiner Weigerung, mein Hochzeitskleid mit magischen Verbesserungen auszustatten, war es den Näherinnen gelungen, mich dem Anlass angemessen aussehen zu lassen. Ich war noch immer zu dünn und zu blass, um vor Gesundheit zu strotzen, aber die Aufregung rötete meine Wangen und ließ meine Augen blitzen. Ich hoffte, dass das zusammen mit meinem Lächeln ausreichen würde, meine übrigen Unzulänglichkeiten zu verbergen.

»Sind wir fertig?«, fragte Mutter.

Sie erhob sich und setzte Mimi ab, die die Gelegenheit nutzte, eine Runde um meine Knöchel zu laufen. Meine Hündin war ein Geschenk meines Bruders und ihre Mätzchen brachten mich zum Lachen. Währenddessen verließen alle anderen in einer Reihe mein Schlafgemach. Ich selbst folgte meiner Mutter, meine Kammerfrauen bildeten den Abschluss.

»Sie wirkt glücklich«, wisperte Louise Marguerite ins Ohr, ohne sich dessen bewusst zu sein, dass ich sie hören konnte.

»So wirkt sie doch immer«, erwiderte Marguerite. Bevor ich mir den Kopf über ihre Antwort zerbrechen konnte, fügte sie hinzu: »Ich werde auch sehr bald heiraten, wisst Ihr. Einen Medici.« Ihrem Ton nach zu urteilen brauchte ich nicht allzu viel Fantasie, um zu erraten, dass sie gerade hinter mir die Augen verdreht hatte.

»Glückwunsch«, sagte Louise. »Eine gute Partie.«

»Erinnert mich nicht daran«, schnaubte Marguerite. »Aber ich denke, es hätte auch schlimmer kommen können.«

Wir bogen um eine Ecke und wegen des Klackens unserer Absätze auf dem Parkettboden hätte ich die nächsten Worte fast nicht verstanden.

»Wenigstens heirate ich nicht den Bruder des Königs.«

Der König erwartete mich, von zwei Musketieren flankiert, in dem Korridor, der zur Kapelle des Palais Royal führte. Sein Seidenumhang, bedeckt mit goldenen Tressen und Knöpfen, glitzerte wie magisch im Kerzenschein des halbdunklen Gangs. Es erinnerte nicht allzu subtil an den Namen, den alle Welt ihm gab. Selbst der Gehstock mit dem vergoldeten Griff in seiner Hand erstrahlte in einem unnatürlichen Licht, das noch die entferntesten Winkel des Korridors in Schatten tauchte. Er reichte mir seine freie Hand mit einer Verbeugung und einem Lächeln, das nicht zu deuten war.

»Henriette. Ihr seht wie ein Traumbild aus.«

Ich knickste rasch. »Ich danke Euch, Sire.«

Sein taxierender Blick glitt über meine Gestalt, dabei verlieh seine Magie seinen Augen einen bernsteinfarbenen Schimmer. Es war allseits bekannt, dass der König ein *magicien* war. Dennoch war sein Talent, soweit man wusste, begrenzt. Er bediente sich seiner Gabe nur selten und ließ den *Kron-Magiciens* alle Zauber wirken, die erforderlich waren, wenn es galt, königliche Macht auszuüben. Ich war noch nie so dankbar dafür gewesen, dass *magiciens* nicht in der Lage waren, eine Quelle zu erspüren, wie jetzt unter seinem prüfenden Blick. Während der König mich musterte, war alles, was er in mir erblickte, ein Mädchen, das er so lange übersehen hatte, bis es unerreichbar für ihn geworden war.

»Nun?« Seine Frage brachte mich in die Gegenwart zurück. »Nervös?« Er hatte eine Augenbraue hochgezogen, was

eher als Herausforderung denn als echte Besorgnis zu verstehen war.

Ich erwiderte unbeirrt seinen Blick. »Nein.«

Es war nicht ganz gelogen. Obwohl ich im Begriff stand, mein Schicksal für immer an einen Mann zu binden, mit dem ich kaum etwas gemein hatte, fürchtete ich mich nicht. Seitdem sich die französische und die englische Krone vor vier Monaten über unsere Verlobung verständigt hatten, hatte mir der Bruder des Königs zu den wenigen Gelegenheiten, bei denen wir uns begegnet waren, nur Respekt und Achtung erwiesen. Und sobald wir verheiratet waren, wäre ich in erster Linie seine Frau und alles andere in zweiter Linie. Selbst wenn die Tatsache, dass ich eine Quelle war, irgendwie bekannt würde, könnte kein *magicien* ohne die Zustimmung meines Mannes Ansprüche auf mich erheben – und die gedachte ich ihn nie erteilen zu lassen.

»Wollen wir?«, fragte der König mit einem Nicken zur Flügeltür der Kapelle, die seine Musketiere gerade öffneten.

Ich legte meinen Arm auf seinen. »Unbedingt.«

Die überschaubare Größe der Kapelle brachte es mit sich, dass die Schar der anwesenden Gäste begrenzt war – der König hatte es so gewünscht, zumal es sich hier, wie er ins Feld führte, schließlich nicht um eine königliche Hochzeit handelte. Seitdem er nach Kardinal Mazarins Tod seine Ansprüche auf die alleinige Herrschaft geltend gemacht hatte, war er unermüdlich in seinem Bestreben gewesen, sich keinesfalls mehr ausstechen zu lassen. Auch nicht durch die Hochzeitsfeierlichkeiten seines Bruders. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden gehabt, denn das hatte zur Folge, dass mich weniger Menschen auf dem Gang zum Altar sahen, die später darüber klatschen konnten. Hoherhobenen Hauptes

und festen Schrittes täuschte ich eine Gelassenheit vor, die ich nicht fühlte, während ich nach vorn ging. Unter der bemalten Kapellendecke erklang keine Musik, und so waren das Rascheln der farbenprächtigen Kleider sowie das Wispern der versammelten Hochzeitsgemeinde die einzigen Geräusche, die mich auf meiner langsamen Prozession zwischen den Kirchenbänken hindurch begleiteten.

Ich erspähte Louise mit Mimi auf dem Arm neben Marguerite und ihren beiden Schwestern. Ihre Augen waren groß vor Aufregung und ihre Kleider schimmerten von Magie. Ihr Lächeln gab mir die Kraft, Blicken zu begegnen, die mir weniger gewogen waren: Meine Mutter und die Königinmutter taxierten mich mit kühlen Mienen, während Maria Teresa, Louis' Königin, unbeeindruckt einen Schmollmund zog. Die spanische Infantin war in ein rotgoldenes Kleid gehüllt, in dessen glitzerndem Stoff ihre rundliche Gestalt fast ertrank, und ihr reizloses Gesicht steckte darauf wie ein blasser *ballon*.

Neben ihr sah mich Nicolas Fouquet, der *Kron-Magicien*, mit zusammengekniffenen Augen an. Er war ein Mann mittleren Alters mit einem runden, offenen Gesicht und einem gütigen Lächeln. Sein ganzer Habitus strebte danach, Gemütlichkeit und Gutwilligkeit zu vermitteln. Und doch, als ich an ihm vorüberschritt, glitt ein Schatten über seine Züge, und seine juwelengeschmückten Finger schlossen sich fester um seinen silbernen Gehstock. Ohne jede Spur von Wärme folgte mir sein goldener Blick – er war von derselben Farbe wie der des Königs und das Erkennungszeichen aller Magier. Da Fouquet unter den Ratgebern gewesen war, die meine Verheiratung arrangiert hatten, ahnte ich nicht im Mindesten, warum sich sein Gesicht so plötzlich verdüsterte. Noch

bevor ich eingehender darüber nachdenken konnte, fiel meine Aufmerksamkeit auf meinen Bräutigam.

Philippe stand am Ende des Gangs, in einem Aufzug, der prächtiger war als der aller Gäste zusammengenommen. Während sein Bruder Goldtönen den Vorzug gab, schien mein Verlobter Wert darauf gelegt zu haben, jede einzelne Farbe des Regenbogens zu tragen und so viele Edelsteine, Ringe und Armketten, wie man nur an ihm befestigen konnte. Die beiden Brüder nebeneinander zu sehen war, als würde man die beiden Seiten einer Münze gleichzeitig betrachten: dasselbe gut geschnittene Profil, dieselbe selbstsichere Haltung, dasselbe glatt rasierte Gesicht und lange Haar. Dank des Altersunterschieds von nur zwei Jahren hätte man sie fast für Zwillinge halten können. Der einzige markante Unterschied war, dass Louis' Haar blond war und das von Philippe rabenschwarz.

Ich erreichte den Altar, und mein weißes Kleid drapierte sich um meine Füße.

»Schaut nur«, flüsterte Olympe de Soissons vernehmlich hinter mir. »Die Taube und der Papagei!«

Ihre Bemerkung wurde mit Gekicher quittiert, das ich geflissentlich überhörte. Olympe war die Haushofmeisterin der Königinmutter und hatte sowohl das Selbstbewusstsein einer atemberaubenden jungen Frau mit einer beneidenswerten Stellung bei Hofe als auch einen hochrangigen Ehemann sowie das Ohr der königlichen Familie. Ihr Scherzwort war für ihre Nachbarin bestimmt gewesen, eine dunkelhaarige Schönheit, die ich noch nie gesehen hatte. Sie wechselten einen hinterhältigen Blick und verbargen ihr spöttisches Lächeln hinter ihren juwelenbesetzten Fächern. Wie die Augen von Fouquet waren auch die von Olympe von einem blassen

Goldton, und der Luftzug, den ihr Fächer produzierte, war so kalt wie ein Winterhauch und sehr willkommen in der Hitze der beengten Kapelle.

Mit einem Nicken, das für den Priester gedacht war, ließ der König meinen Arm los, und meine Aufmerksamkeit richtete sich wieder auf den Zweck unseres Hierseins. Während Louis in einem vergoldeten Lehnstuhl vor der ersten Reihe Platz nahm, umschloss Philippe meine Finger mit festem Griff. Zum ersten Mal seit dem Betreten der Kapelle erlaubte ich es mir, ihm in die Augen zu sehen.

Er neigte leicht den Kopf und zog die Augenbrauen zu einer stummen Frage hoch.

»Alles in Ordnung?«, raunte er.

Mein Herz hämmerte gegen meinen Brustkorb. Ich schluckte, weil meine Kehle trocken war, und nickte knapp. Er drückte meine Hand zur Antwort – ich konnte nicht sagen, ob es geschah, um mich zu beruhigen oder um mich zu tadeln. Der Priester begann zu sprechen, und die Zeremonie nahm ihren Lauf, schneller, als ich es begreifen konnte. Mit rasendem Puls und kreisenden Gedanken sang ich Choräle, die ich auswendig konnte, und lauschte Lesungen, ohne ihnen wirklich Gehör zu schenken, als würde ich das gesamte Ritual durch die Augen von jemand anderem beobachten.

Dann wurde mir bewusst, dass sich Schweigen über die versammelte Gemeinde gesenkt hatte. Ich blinzelte. Der Priester starrte mich erwartungsvoll an, während die Gäste hinter mir kollektiv den Atem anzuhalten schienen.

Die Erkenntnis traf mich wie ein Schwall kaltes Wasser. Während meine Gedanken abgeschweift waren, hatte man mich gefragt, ob ich in die Ehe einwilligte. Und während die Sekunden verstrichen, verdichtete sich das Schweigen in der

stickigen Kapelle, wurde peinlich und beklemmend. Hinter mir scharren die Leute mit den Füßen und wedelten mit ihren Fächern. Und sie alle warteten. Warteten darauf, dass ich antwortete. Warteten darauf, dass ich das erwartete Wort sprach. Warteten darauf, dass ich meine Rolle spielte.

Unwillkürlich zerrte ein Lächeln an meinen Lippen. Für einen einzigen Augenblick besaß ich Macht. Das war in den ganzen siebzehn Jahren meines Lebens noch nie geschehen. Ich besaß keine Kontrolle über mein Schicksal oder meine Gesundheit oder mein Leiden. Ich würde sie nie besitzen – mit Ausnahme dieses einen Augenblicks. Ein Bündnis zwischen zwei mächtigen Nationen lastete auf mir. Das Zünglein an der Waage zwischen Krieg und Frieden, zwischen Ehre und Eklat. Niemand – nicht mein Bruder, nicht meine Mutter, nicht der französische König, nicht ihre Ratgeber, nicht der *Kron-Magicien* – hatte auch nur in Betracht gezogen, dass ich meine Einwilligung verweigern könnte.

Also erinnerte ich sie eine kurze Weile daran, dass ich nicht die Marionette war, die sie so gern in mir sahen.

Endlich räusperte sich der König. Ich musste nicht hinter mich schauen, um zu spüren, dass sich alle Blicke in mich bohrten. Dennoch blieb ich stumm.

Ich war jetzt eine Kronprinzessin, daran hatte Mutter mich im vergangenen Jahr oft genug erinnert. Bevor mein Bruder den englischen Thron bestiegen hatte, waren meine Wahlmöglichkeiten begrenzt gewesen: Nonnenkloster oder Ehe. Aber wenigstens hatte ich eine Wahl gehabt. Die plötzliche Veränderung meines Status hatte selbst diese kleine Freiheit schwinden lassen: Ich musste mich verheiraten. Das hatte ich als meine Pflicht akzeptiert, und in vielerlei Hinsicht war ich froh, meinen Teil dazu beitragen zu können, die Zukunft

meiner Familie zu sichern. Dennoch sehnte sich ein kleiner, verborgener Teil von mir danach, der Enge des französischen Hofes zu entfliehen, solange ich noch konnte, und einem Leben in einem goldenen Käfig zu entkommen, in dem es vor Raubvögeln wimmelte.

Philippe umklammerte meine Hand fester, um meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Seine Brauen zogen sich zu einem beunruhigten Stirnrunzeln zusammen, er neigte seinen Kopf und formte lautlos ein Wort: *Bitte*.

Seine Aufforderung, besorgt und seltsam schüchtern, veranlasste mich schneller zum Handeln, als jeder Wink seines Bruders es vermocht hätte. Er wollte, dass ich einwilligte. Er *bat* mich um meine Zustimmung. Bis jetzt war ich bereit gewesen, ihn zu heiraten – aus Angst vor dem, was mit mir geschehen würde, wenn ich es nicht tat, aus Pflichtgefühl meinen beiden Ländern gegenüber, aus Achtung vor dem französischen König, aus Ergebenheit für meine Familie. Es war mir nicht in den Sinn gekommen, dass ich ihn um *seinetwillen* heiraten könnte.

»*Oui*«, sagte ich laut und deutlich. *Ja, ich will*.

Alle seufzten erlöst. Ein Lächeln umspielte Philippes Augen und er beantwortete seinerseits die Frage des Priesters. Dieser erklärte uns zu Mann und Frau. Ein erleichtertes Murmeln lief durch die kleine Gästeschar, als mein Ehemann meine beiden Hände küsste und mich aus der Kapelle geleitete. So ruhig wie seit Monaten nicht mehr ließ ich mich von ihm durch die Flügeltür in unser neues Leben führen.

Mein Gefühl des Triumphs war nur von kurzer Dauer.

Beim Abendessen kehrte meine Nervosität zurück, gleichzeitig verlor ich jeden Appetit. Beim Geruch von gebrat-

nem Fleisch mit Soße drehte sich mir der Magen um und der bloße Anblick von Fisch und Meeresfrüchten verursachte mir Brechreiz. Von ihrem Stuhl in einiger Entfernung warf mir Mutter warnende Blicke zu, doch alles, was ich herunterbrachte, war etwas Gemüse. Ich schlug mich besser, als der Nachtsch aufgetragen wurde. Zu diesem Zeitpunkt hatten alle einander bereits wissend angesehen, sich zugenickt und im Flüsterton Bemerkungen über meinen Gesundheitszustand ausgetauscht.

»*L'Anglaise ne mange rien.*«

Die Engländerin isst nichts. Diese Bemerkung war zutreffend. Der Beiname, den man mir bei meinem Antrittsbesuch bei Hofe verpasst hatte, verwirrte mich jedoch bis heute.

»Sie sind alle Schlangen. Das ist nur ein Vorwand, um dich auszuschließen«, hatte Mutter gesagt. Vor allem anderen, was die Franzosen an mir hätten aussetzen können, hatten sie sich für meine Herkunft entschieden, was mir immer noch furchtbar albern vorkam. Meinen englischen Vater hatte ich nie kennengelernt und meine Mutter war Französin. Ich, die ich im Alter von zwei Jahren nach Frankreich geschmuggelt worden war, war fern meiner Heimat aufgewachsen, und die englischen Gesandten, die meine Mutter besuchten, waren die einzigen englischen Bekanntschaften, die ich gemacht hatte. Erst vierzehn Jahre später hatte ich wieder meinen Fuß auf englische Erde gesetzt, für eine Stippvisite bei meinem Bruder, dem jüngst inthronisierten König. Ironischerweise hatte damals jedermann am englischen Hof Bemerkungen darüber gemacht, wie französisch ich inzwischen geworden sei. Es hatte den Anschein, als wäre ich dazu verdammt, niemals in das eine oder das andere Land zugehören und in alle Ewigkeit zu englisch zu sein, um als Fran-

zösin durchzugehen, und zu französisch, um als Engländerin zu gelten.

Dankenswerterweise schienen Philippe sowohl mein Appetitmangel also auch das Geflüster um uns her zu entgehen. Er kämpfte sich beherzt durch sämtliche Gänge und leerte mehrere Karaffen Wein. Genau wie er aß auch sein Bruder viel, doch er behielt mich die ganze Zeit im Auge.

Ich war froh, als ich den König den Ball eröffnen hörte – es bot mir die Möglichkeit, seinem berechnenden Blick und dem Raunen der Höflinge zu entgehen. Doch bevor ich mich seiner Aufmerksamkeit entziehen konnte, mussten er und ich noch zusammen tanzen, wie es üblich war.

»Meinen Glückwunsch«, sagte er, als er mich um das Tanzparkett führte. »Ihr gebt eine wunderschöne Braut ab. Mein Bruder hat großes Glück.«

Sein Lächeln erreichte seine Augen nicht, seine Miene war nicht zu deuten. Erlaubte er je einem Menschen, hinter seine Maske zu blicken?

»Ich danke Euch«, erwiderte ich mit einer Unbeschwertheit, die ich nicht empfand. Ich beschloss, die Tatsache unerwähnt zu lassen, dass *er* der Glückliche hätte sein können, wenn er sich früher dazu herabgelassen hätte, mich zu bemerken. Ich war schließlich nicht meine Mutter.

Unter den wachsamen Blicken der Gäste bewegten wir uns zu der lebhaften Melodie der Streicher in raschen Tanzfiguren durch den vergoldeten Saal. Meine Lunge protestierte, und mein Atem wurde flach und kratzig, doch ich achtete aus Begeisterung über den Tanz nicht darauf.

»Ihr seid eine ausgezeichnete Tänzerin«, bemerkte er nach einer Weile.

Ganz gegen meinen Willen fühlte ich Röte in meine Wan-

gen kriechen. Der König war mit Abstand der beste Tänzer bei Hofe. Seine Bemerkung über mein eigenes Können war ein echtes Kompliment, zumal aus dem Munde eines Mannes, der so selten welche verteilte.

»Dank eines exzellenten Partners, Sire«, antwortete ich.

Sein Lächeln wurde wärmer. Er freute sich über das Lob, und ich beglückwünschte mich selbst dazu, einen Treffer gelandet zu haben. Seine nächsten Worte bestätigten mir meinen kleinen Sieg.

»Bitte nennt mich doch Louis. Ihr habt gerade meinen einzigen Bruder geheiratet. Ihr seid jetzt meine Schwester.«

Ich nickte zustimmend. Wir erreichten das eine Ende des Saals und wechselten im Rhythmus der Musik die Richtung, was uns einen kleinen Applaus eintrug. Falls die glitzernde Menge mich noch immer mit wenig Sympathie anstarrte, so unternahmen die Gäste doch zumindest einige Anstrengung, ihrem König Beifall zu zollen. Er nahm wieder meine Hand.

»Was macht Euch noch Freude?«, fragte er. »Außer dem Tanz?«

»Was jede Frau gern tut«, gab ich, schon kühner, zurück. »Lesen. Laufen. Schwimmen. Jagen.«

Zum ersten Mal schimmerte Interesse in seinen goldenen Augen auf. Dies war ein König, der Frauen mochte und Unfug und die Natur. Was alles auf mich zutraf.

»Wie ich«, sagte er nachdenklich.

Ich zog eine Augenbraue hoch. »Ich weiß.«

Die Musik verklang, bevor er auf meine Unverfrorenheit eingehen konnte. Lautes Klatschen begleitete das Ende unseres Tanzes und wir verbeugten uns vor unserem Publikum. Dann stimmte das Orchester ein weiteres beschwingtes Musikstück an und alle Anwesenden begaben sich auf die

Tanzfläche. Louis führte mich zurück zu meinem Ehemann, der, umringt von einer Schar Gäste, an einer Balkontür stand.

»Ach«, sagte Louis nonchalant. »Der Comte de Guiche ist hier.«

Meine gute Laune verflog, während die Menge sich vor uns teilte. Neben Philippe stand, den Arm in einer lässigen Geste um seine Schulter gelegt, Armand de Gramont. In der anderen Hand hatte er ein Glas Wein und auf den Lippen ein maliziöses Lächeln.

»Armand«, sagte Louis mit glatter Miene und ebensolcher Stimme. »Ich wusste nicht, dass Ihr eingeladen wart.«

Der Graf verbeugte sich. »War ich das nicht?« In übertriebener Besorgnis zog er die Mundwinkel nach unten. »Wünscht Eure Majestät, dass ich gehe?«

Die Höflinge um uns her verbissen sich das Grinsen. Nur mein beschleunigter Puls hielt mich davon ab, die Augen zu verdrehen. Ich hatte meinen wachsenden Unmut so weit im Griff, dass mein Gesicht unbewegt blieb.

»Ich wüsste nicht, warum«, erwiderte Louis unbeeindruckt. »Bruder, hier bringe ich dir deine Frau zurück.«

Doch bevor mein Gemahl meine Hand nehmen konnte, stellte Armand sein Glas ab und fasste nach meinen Fingern. »Erlaubt. Ich hätte gern diesen Tanz mit der sittsamen Braut.«

Zu meinem Entsetzen errötete ich, vor Wut, nicht vor Verlegenheit. Ich öffnete den Mund zu einer scharfen Erwiderung, doch Philippe winkte ab.

»Unbedingt.«

Armand sandte mir ein verwegenes Lächeln. Ich schloss den Mund wieder. Ich hatte nicht die Absicht, meinem Ehemann am Tag unserer Hochzeit vor Zeugen zu widerspre-

chen. Das hätte nur einen Skandal gegeben, über den der Hof wochenlang geklatscht hätte. Ich knickste, so anmutig ich nur konnte, vor dem König und nickte meinem Mann zu, bevor ich mich von Armand in die Mitte des Ballsaals unter die brennenden Kronleuchter zurückführen ließ. Geflüster folgte uns, während wir unsere Positionen einnahmen. Ich achtete nicht darauf, sondern konzentrierte mich mehr auf die Musik und die Tanzfiguren als auf meinen Tanzpartner, der rein zufällig, wie jedermann nur zu gut wusste, der Liebhaber meines Mannes war.

Als die Nacht hereingebrochen und das Geschnatter der Gäste uns bis zu unserem Schlafgemach gefolgt war, war ich mit den Nerven am Ende, und die Erschöpfung drohte mich zu übermannen. Trotz Mutters Nachhilfe hatte ich mich noch immer nicht daran gewöhnt, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen, geistreiche Konversation zu machen und über einen so langen Zeitraum eine gelassene Fassade zu bewahren. Ich sehnte mich nach Ruhe und Erholung, doch der Tag war noch nicht zu Ende.

Das Schlafgemach bot dennoch, so, wie es für den Vollzug der Ehe vorbereitet worden war, einen unvergesslichen Anblick, der genügte, um mich einen kurzen Moment lang aus meiner Mattigkeit aufzurütteln. Man hatte offensichtlich den *magicien*, der am Hof für die Unterhaltung zuständig war, gerufen, um den Raum in ein Liebesnest für Frischvermählte zu verwandeln. Dutzende Kerzen brannten hell und Blütenblätter schwebten zusammen mit goldbestäubten Federn durch die Luft. Über die Länge der einen Wand erstreckte sich ein Büfett, das sich unter silbernem Geschirr und kulinarischen Köstlichkeiten bog. Sämtliche Stoffe waren in Purpur, Gold

und Weiß gehalten, bei den dicken Teppichen unter meinen Füßen angefangen bis hin zu den Vorhängen vor den raumhohen Fenstern. Als ich das Gemach betrat, hüllte mich ein süßer Duft ein, und die Luft knisterte vor Magie.

Nachdem sich Gratulanten und Höflinge zurückgezogen hatten, waren nur noch meine Kammerfrauen und die Leibdiener meines Gemahls bei uns. Es wurde still, die Beklommenheit war fast mit Händen zu greifen. Mein Herzschlag beschleunigte sich, während Louise mir aus meinem Kleid und den verschiedenen Unterröcken half. Als ich nur noch in meinem seidenen Unterkleid dastand, nahm ich die Nadeln aus meinem Haar und legte die Juwelen ab. In meinem Rücken raschelte Stoff, und Philippe flüsterte seinen Domestiken etwas zu, das ich nicht verstehen konnte.

»Habt Ihr noch einen Wunsch, Eure Hoheit?« Louises klarer Blick begegnete meinem und er war voll freundlicher Aufmerksamkeit.

Ich setzte ein tapferes Lächeln auf. »Nein, danke. Ihr dürft Euch alle zurückziehen.«

Philippe entließ seine Bediensteten ebenfalls. Dann waren wir zum ersten Mal allein.

KAPITEL III

Um meine Nervosität zu verbergen, setzte ich mich auf die hohe Matratze des Himmelbetts und faltete die klammen Hände im Schoß. Der große Rubin meines Eherings saß schwer an meinem schmalen Finger, und ich nestelte daran herum, während Philippe in seinem Nachthemd mit einem Glas Wein in der Hand das Büfett in Augenschein nahm.

»Möchtest du etwas?«, fragte er. »Du hast bei Tisch gar nichts gegessen.«

Das hatte er also bemerkt. Ich steckte mir eine Strähne meines Haars hinters Ohr, damit er nicht bemerkte, wie verlegen ich war. Ohne es wahrzunehmen, biss er in eine Orangenscheibe und füllte sein Glas erneut.

»Wie wäre es mit Wein?«

Er kam zu mir, um mir den Wein anzubieten. Alkohol bekam mir selten, aber wenn ich schon eine Ausnahme machen musste, erschien mir die heutige Nacht so gut geeignet wie jeder andere Zeitpunkt. Ich trank einen Schluck und Philippe setzte sich neben mich. Er lehnte sich nach hinten, bis sein Kopf auf den samtene Decken ruhte und seine nackten Füße vom Bett herabbaumelten.

Über uns schwand der Zauber, der die Federn und Blütenblätter in der Luft hielt. Sie segelten eines nach dem anderen zu Boden und bei diesem beruhigenden Anblick entspannte sich mein Körper allmählich. Anders als eben war mir das Schweigen nun angenehm, und als Philippe die Hand ausstreckte, um sich eine lange Strähne meines Haars um den Finger zu wickeln, zuckte ich nicht zurück.

Am Vortag hatte meine Mutter fürchterlich viel Zeit darauf verwendet, mir zu erklären, was heute Nacht geschehen würde, mit mehr Einzelheiten, als ich sie mir je gewünscht hätte. Doch jetzt, da ich mich allein mit meinem frisch angetrauten Ehemann wiederfand, war ich froh um die ungebeten Ratschläge: Wenigstens trieb meine Fantasie keine wilden Blüten, und meine Angst überwältigte mich nicht.

»Komm her«, sagte Philippe.

Ich ließ mich neben ihn nach hinten sinken, so nah bei ihm, dass sein Parfum meine Nase kitzelte und mir die Farbe seiner Augen auffiel. Sie waren braun. Anders als sein Bruder war er kein *magicien*, weshalb ich auch eingewilligt hatte, ihn zu heiraten. Er würde sich meine Magie niemals zunutze machen wollen.

Er streckte die Hand nach mir aus, und für die Dauer eines Wimperschlags dachte ich schon, er werde mein Gesicht streicheln, doch stattdessen zog er mich an sich und küsste mich auf den Mund. Ich schnappte nach Luft, aber unsere Kollision war behutsam, und seine Lippen fühlten sich weich auf meinen an. Er schmeckte nach Orangen und Wein, und ich spürte, dass ich diese Gerüche von nun an für immer mit ihm verknüpfen würde.

Zu meiner Überraschung wich er nicht zurück, sondern zog mich noch enger an sich, bis meine Handflächen auf

seiner Brust lagen. Sein Kuss wurde intensiver. Ich schloss die Augen, als sich mein Körper in seiner Umarmung entspannte. Die Welt verblasste, das Schlafgemach, der Palast und das Königreich verschwanden aus meinen Gedanken. Es war mein erster Kuss, und der flüchtige Gedanke, dass er perfekt war, schoss mir durch den Kopf.

Bis sich Philippe abrupt zurückzog.

»Ich kann das nicht.«

Aus allen Wolken gefallen und zu verblüfft, um mich zu rühren, starrte ich ihn an. Er stand mit unsicheren Beinen auf und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund. Er war betrunken, als ich gedacht hatte.

Ich fühlte mich zutiefst gedemütigt. In ihrem Vortrag hatte meine Mutter mich vor den unterschiedlichen Verläufen gewarnt, die diese Nacht nehmen konnte. Allerdings hatte sie nie die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass mein Mann mich vielleicht überhaupt nicht anrühren wollte.

Ich wurde immer gereizter und setzte mich schließlich auf.
»Was ist denn los?«

Philippe ging rastlos auf und ab und blies die Kerzen aus.
»Leg ... leg dich einfach schlafen, in Ordnung?«, sagte er. Die Worte kamen gehetzt und leise. Er wollte mich nicht ansehen.

»Und was ist mit dir?« Ich bemühte mich, meinen Ärger nicht durchklingen zu lassen.

Er wies auf einen Sessel am Fenster. »Ich werde einfach –«

»Und das war's?« Ich verschränkte die Arme und zwang ihn zum Wegsehen. »Philippe, das ist unsere Hochzeitsnacht.«

Er ließ nur eine einzige Kerze auf dem verlassenen Büfett brennen und beendete seinen Rundgang durch unser Schlaf-

gemach. In der plötzlich eingetretenen Dunkelheit warf das einsame Licht flackernde Schatten an die Wand und verwandelte seine Silhouette in eine Unheil verkündende Spukgestalt. Doch Angst war nicht unter den Gefühlen, die mich bestürmten.

»Ist es wegen Armand?«

Es war mir gleichgültig, welch unangemessene Wendung diese Unterhaltung gerade nahm. Ich würde nicht einlenken, bis ich den Grund für sein Verhalten kannte. Er nahm das leere Glas, das ich auf der Decke hatte liegen lassen, und es klirrte, als er sich im Halbdunkel erneut Wein einschenkte.

»Nein. Armand hat Verständnis.«

Ich hätte ihm gern geglaubt: Wie freizügig es am französischen Hof auch zugeht, Philippe war immer noch ein Prinz, der die Pflicht hatte, für sein Land zu heiraten. Ob er und der Comte de Guiche eine echte Beziehung unterhielten oder nicht, man erwartete, dass er sie nach seiner Vermählung löste.

Auf seine Antwort folgte Stille, während er sein Glas leerte und ich darauf wartete, dass er sich erklärte. Als er das nicht tat, suchte ich nach einem anderen Grund für sein Verhalten.

»Liegt es daran, dass ich eine Frau bin?«

Er stieß ein hohles Lachen aus. »Nein, Liebes, das ist es nicht. Zufällig mag ich Frauen.«

Seine Antwort traf mich wie ein Schlag ins Gesicht. Bei meinen gelegentlichen Besuchen am Hof war ich Zeugin seiner kurzen Affären mit jungen Frauen geworden. Aber angesichts seiner sehr öffentlich zelebrierten Liebe zu jungen Männern hatte ich – zusammen mit den übrigen Höflingen –

